

## QUELLEN UND

## GEFÜHLSSTRUKTUREN

## IM AMERIKANISCHEN

## 1.

In antiquarischen Büchern stößt man immer wieder auf Zettel mit mehr oder minder kryptischen Mitteilungen oder Aufschrieben, die von ihren unbekanntem Urhebern in den später aussortierten Büchern vergessen wurden: Einkaufszettel, Exzerpte, Postkarten, Fotos, Briefe, Notizen, Aushänge. Auch Historikerinnen und Kulturwissenschaftler werden gelegentlich schon versucht haben, sich die Situation auszumalen, in der solch ein Zettel einem tatsächlichen Zweck diene. Dieses Finden und Rätseln ist zuerst einmal ein gewohntes Alltagsphänomen, aus dem sich auch »poetischer Mehrwert« schlagen lässt, wie Arne Rautenberg in der *Neuen Zürcher Zeitung* schreibt: Lässt der Betrachter die natürliche Einstellung noch weiter hinter sich, können Fundstücke die »Phantasie beflügeln« und sich im Sinne »lyrischer Ready Mades« lesen lassen.<sup>1</sup> Das Phänomen erschöpft sich aber nicht in der Lektüre als Lyrik. Die intendierte Beschränkung des Leserkreises auf zumeist einen einzigen Empfänger macht jedes Finden einer – insbesondere handschriftlichen – Mitteilung darüber hinaus auch zum voyeuristischen Erlebnis. Im Gegensatz zu anderen Fundsachen hat das Stück beschriebenen Papiers für denjenigen, der sich dazu entschließt, es z. B. vom Boden aufzuklauben, zu lesen und dann vielleicht sogar aufzubewahren, schließlich keinen unmittelbaren Gebrauchswert, sondern ausschließlich eine vielschichtige Zeichenqualität. In einer Phänomenologie des Findens wäre das Finden von Geschriebenem zuallererst ein Ausweis der eigenen Neugier: Das Interesse für das Fundstück verweist auf eine bestimmte Einstellung des Finders. Die Konjunkturen des Findens verweisen auf den Wandel von Einstellungen.

Nun verbergen sich im Verlieren und Finden, darauf haben im volkskundlichen Bereich zuletzt Utz Jeggle und Janine Schiller hingewiesen, nicht allein ästhetische und voyeuristische Momente, sondern – nie ganz davon loszulösen – gelegentlich auch fragmentarische Antworten auf eine Vielzahl von kulturwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Fragen.<sup>2</sup> Tatsächlich findet die Alltagserfahrung des Findens ihre soziologiegeschichtliche Entsprechung oder Überhöhung in der berühmten Anekdote, wonach

1) Arne Rautenberg, »Der Lockruf der Abfallpoesie. Die Zettelwirtschaft der Straße als Muse der Dichtung«, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 19. März 2004

2) Utz Jeggle, »Verlieren und Finden. Seelen- und sachkundliche Präliminarien zur Geschichte von Fundanzeigen und Fundbüros«, in: *Historische Anthropologie*, 6 (1998), S. 132–150; Janine Schiller, »Von der Wertigkeit des Wertlosen. Feldstudie über Alltagsdinge im Brockenhaus«, in: *Kunstforum*, S. 167 (2003), 106 ff.

die bahnbrechende biografische Methode von *The Polish Peasant in Europe and America* (1918–1920) darauf zurückgeht, dass William I. Thomas bei einem Spaziergang ein Bündel Briefe im Abfall auf der Straße fand.<sup>3</sup>

2.

Die kleine US-amerikanische Zeitschrift *Found Magazine* reproduziert auf jeweils ca. 100 Seiten unterschiedlichste Briefe, Einkaufszettel, Fotos, Auszüge, Schulaufsätze oder E-Mails, die auf den ersten Blick nur gemeinsam haben, dass sie von den Herausgebern oder den Lesern irgendwo gefunden worden sind. Die einzelnen Fundstücke werden in einer dem Thema des Zufallsfundes angemessenen, absichtsvoll unordentlichen Form auf den Seiten montiert bzw. collagiert und jeweils mit Titeln versehen. Der Name des Finders oder der Finderin und der Fundort sind verzeichnet, gelegentlich sind kurze Kommentare oder Erklärungen zu lesen. Manchmal bilden die Fundstücke chronologische oder inhaltliche Serien (z. B. Briefwechsel oder ein »love and heartbreak«-Schwerpunkt), dann scheinen sie wieder gänzlich zufällig zusammengestellt zu sein. Von Teenagern verfasste Zettel, Liebesbriefe sowie persönliche Abrechnungen aller Art sind besonders häufig vertreten. Trotz einer offensichtlichen Vorliebe der Zeitschrift für das Skurrile, Anrührende und leicht Rätselhaftes fügen sich die Fundsachen für den Leser zu einem facettenreichen und sehr umfassenden Bild der schriftlichen Alltagskommunikation zusammen.

*Found* hat die publizistische Nische der reproduzierten Fundsachen nicht erfunden, aber es hat sie perfektioniert und daraus ein eigenes kulturelles Phänomen gemacht. Die Herausgeber David Rothbart und Jason Bitner reisen auf langen Lesetourneen durch vom Mainstream unabhängige Buchhandlungen, Musikgeschäfte und Kulturzentren. Die von den Herausgebern selbst vertriebene Zeitschrift kooperiert mit dem US-amerikanischen Subkultur-Netzwerk »Independent« und funktioniert nur durch die eingesandten Fundsachen der Leser, die mit dem Prinzip der Reziprozität ästhetischer Produktion und Rezeption vertraut sind, welche dieses kulturelle Feld und seine Distributionsnetzwerke zumindest der normativ verpflichtenden Selbstbeschreibung nach charakterisiert.<sup>4</sup> Nicht nur aufgrund seiner Punk-geprägten

3) Vgl. dazu Rolf Lindner, *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*, Frankfurt am Main 1992, S. 219–223

4) Das Standardwerk der US-amerikanischen Kulturwissenschaft über »Zines« ist Stephen Duncombe, *Notes From Underground. Zines and the Politics of Alternative Culture*, London,

Schnipsel-Ästhetik, auch durch seinen kulturellen Ort ist *Found* also genau das, was im Englischen ein »Zine« genannt wird – obwohl *Found* über Beiträge zu Stadtzeitschriften und zur öffentlich-rechtlichen Radiosendung *This American Life* auch ein größeres Publikum erreicht. Im Mai 2004 erschien *Found* beim renommierten New Yorker Verlag Simon and Schuster in Buchform, was verdeutlicht, dass das Interesse daran weit über subkulturelle Kreise hinausreicht. Die ältere, auch in der deutschen Jugendkulturforschung (und in manchen Jugendkulturen) übliche Bezeichnung »Fanzine« ist, das nur am Rande, häufig insofern ungenau und ein wenig anachronistisch, als sich viele »Zines« längst von der popmusikalischen oder -literarischen Fan-Identität gelöst und in ein eigenes Genre (bzw. eine Vielzahl von Genres) subkultureller Literaturproduktion ausdifferenziert haben.

3.

*Found* ließe sich als – freilich selektive und zufällige – Dokumentation populärer Schriftkulturen beschreiben. Als Sammlung von Indizien lädt *Found* zu kulturwissenschaftlichen Explorationen ein: Das »Zine« liefert Hinweise darauf, wie Menschen alltäglich mit Notizen und Briefen kommunizieren, wie sie Nähe (der klischierte Klassiker: »Willst du mit mir gehen? [ ] Ja [ ] Nein [ ] Weiß nicht«) und Distanz herstellen und welche neuen Genres des Schreibens in mehr oder weniger neuen Medien entstehen. *Found* bildet eine Vielfalt von alltäglichen Schreibgenres und Kommunikationsformen ab und trägt damit zu einer möglichen Typologie mehr bei als manche kommunikationswissenschaftliche Abhandlung, der das Wissen um eben diese Vielfalt fehlt, die das einzelne Phänomen erst in seiner distinkten Besonderheit hervortreten lässt. Einige Beispiele verdeutlichen cursorisch, wie kulturanalytische Interpretationen, die sich solcher Fundsachen bedienen, aussehen könnten. Auf den ersten Blick kurios ist z. B. das Post-Date-Rundmail, in dem junge Frauen ihren Freundinnen und Freunden detailliert über den Ablauf ihrer Verabredungen berichten und prospektive Partner bzw. Ehemänner sowie ihr Verhalten bzw. ihre Performance unter die Lupe nehmen. Spätestens mit der Fernsehserie *Sex and the City* hat dieses Format Eingang in das populärkulturelle Repertoire gefunden, weswegen auch der für den alltäglichen Umgang mit eben diesem Repertoire typische, ironisch-reflexive Aneignungston nicht überrascht, der

New York 1997. Über das politisch-publizistische Grundmotiv: »The medium of zines is not just a message to be received, but a model of participatory cultural production and organization to be acted upon.« Ebd., S. 129

ZU  
Verschenken!

ZU  
Verschenken

ZU  
Verschenken

ZU  
VERSCHEN  
KEN

ZU  
Verschenken

ZU  
VERSCHENKEN  
TOP-ZUSTAND  
VOLL-FUNKTIONSFÄHIG

eine ausgedruckte, auf der Straße verlorene und dann wieder in *Found* abgedruckte E-Mail durchzieht. »Jackie« benotet dort ihr »Date« – einen Börsenmakler – systematisch nach Aussehen, Outfit, Auto, Manieren, Restaurantwahl und Kuss. Trotz der uneigentlichen Rhetorik bezeugen der relativ festgelegte Ablauf der Verabredung mit ihren unterstellten Selbstverständlichkeiten und das Abarbeiten der zu benotenden Kategorien die Ritualisierungen, mit denen die informelle Partnersuche in manchen Milieus funktioniert. Weil viele dieser Ritualisierungen und Milieus hierzulande weitgehend fehlen, sind die deutschen Ableger bzw. die Transkulturationsversuche amerikanischer Dating-Fernsehshows wie MTV Dismissed im Übrigen häufig so wenig erfolgreich. Das »Dating«-System mit seinen Abstufungen von Verbindlichkeitssignalen ist eine amerikanische Besonderheit, die sich nicht ohne Missverständnisse übertragen lässt. Ein solches Fundstück allein ist nicht mehr als ein verstreuter Hinweis auf kulturelle Praktiken und Rituale, aber eben auch nicht weniger: ein Ausgangspunkt für weitere Überlegungen.

Als kulturalanalytische Indizien legen manche Fundsachen auch ortsvergleichende Denkfiguren nahe. Mit den Fundorten ändert sich mehr als nur die Sprache. Nicht nur nationale, auch regionale bzw. städtische Spezifika sind im Spiel, wenn *Found* ein Bewerbungsschreiben eines jungen Mannes abdruckt, der sich einer Fernsehproduktionsfirma in Los Angeles als zukünftige asiatisch-stämmige Entsprechung zur afroamerikanischen Talkshowgröße Oprah Winfrey andient (u. a. als »highly intelligent, hip individual«). Entspricht diese optimistisch selbst-ethnisierende Subjektivitätsverwertung (»I will do for the Asian community, what Oprah has done for African-Americans«) den Mustern einer kulturellen Ökonomie, die diese Stadt mit ihrer postmodernen Medienindustrie wohl stärker ausgeprägt hat als jeder andere Ort weltweit? Die Rhetorik von Lebensläufen und Bewerbungsschreiben scheint hier – z. B. im Hinblick auf die kulturellen Muster selektiver Migration – eine bislang nicht beachtete Quelle zu sein, die dem *Found*-Leser förmlich ins Auge springt. Weniger indizienhaft als diese Fundstücksorte sind Quellen, die auch sonst in sozialgeschichtlicher Forschung verwendet werden: z. B. Tagebücher (in *Found* 1 ist z. B. ein recht trostloser Urlaub in Hawaii dokumentiert) oder Nachlasselemente – in diesem Fall im Müll vor einem Secondhandshop der Heilsarmee gefunden – wie Briefwechsel, Eintrittskarten, Zeugnisse und Fotos (»The little girl that sleeps next to me is a Jew«, schreibt da z. B. ein Mädchen in Michigan 1938 aus einem Ferienlager an die Mutter. »But she is nice.«) *Found* besteht aus einer Unzahl solcher Dokumente, bei denen oft gerade das Moment der anfänglichen Irritation zu spontanen Erklärungs- und Rekonstruktionsversuchen motiviert. Der aufmerksame Spaziergänger W. I. Thomas,

Gerrit Frohne-Brinkmann

Self Service, 2014

dem freilich keine Zeitschrift auf die Sprünge helfen musste, steht für den möglichen Schritt von der Spekulation zur systematischen Nachforschung. Entscheidend ist in jedem Fall, dass das Fundstück eine unerwartete Perspektive auf einen Gegenstand bieten und zugleich neue Quellensorten erschließen kann. Voraussetzung ist freilich immer eine besondere Findigkeit, eine abduktive Kompetenz, Empfänglichkeit für »serendipity«.

Als eher soziologische denn kommunikationswissenschaftliche oder historische Indizien lassen sich Mitteilungen zwischen Menschen lesen, die sich nur als Träger von Funktionen, nicht aber persönlich kennen, also z. B. zwischen Briefempfängern und Briefträgern, Kunden und Lieferanten oder einfach zwischen den »Verkehrsteilnehmern«. Fundorte wie Houston oder Los Angeles bestätigen, dass solche Kommunikationen in Großstädten besonders häufig vorkommen. Sowohl für Großstadt- und Interaktionssoziologie als auch für die Erforschung einzelner Lokalitäten, Lebensformen und »Communities« könnten derartige Fundstücke, stünden sie in größerem Umfang zur Verfügung, auf jeden Fall aufschlussreich sein. In *Found* finden sich vor allem die unfreiwillig komischen oder besonders aggressiven Exemplare dieses Genres. Wenn Grenzen nicht eingehalten, private Räume in öffentliche umfunktioniert werden, wenn gewohnte Parkplätze plötzlich belegt oder versperrt sind, dann kippt die städtische Blasiertheit schnell in Aggressivität um, die sich auch in rotzigen Formulierungen niederschlagen kann. »Mr. Telephone Men I'm tired of you blocking my driveway and I pissed off because my fucking Telephone quit working. If I see you here today I'm going to beat the shit out of both of you. Signed, Pissed Off Customer.« (*Found 2*, Rechtschreibung folgt dem Original). Mit einem Zettel kann der Verärgerte auch noch die für das städtische Leben oft charakteristische Face-to-face-Begegnung zwischen Unbekannten umgehen und damit die Konventionen von Höflichkeit und die Vorsicht, die die Notwendigkeiten des »impression management« ansonsten mit sich bringen, zeitweise ausschalten – insbesondere dann, wenn der Empfänger den Autor nicht identifizieren können. Das zeigt auch ein Zettelchen in *Found*, das auf einem Computer verfasst wurde, um dann ausgedruckt und kopiert zu werden und in einer offenbar immer wieder auftretenden Situation Anwendung zu finden: »THANKS for parking so dose. Next time leave a fucking can opener so I can get my car out. ASSHOLES like you should take a bus.« Die semi-anonyme Kommunikation mit Nachbarn kann allerdings auch höflicher vonstatten gehen, selbst wenn man das von den Autoren eigentlich nicht vermuten würde: »Curtesy Notice. There will Be a Funeral Wensday held at the Hells Angels Club house. We would greatly appreciate your parking space for out of town guests. Thank you. Frisco Hells

ZU  
VERSCHENKEN  
!

ZU  
VERSCHENKEN

ZU VERSCHENKEN

ZU VERSCHENKEN

ZUM  
Mitnehmer

Zum Mitnehmer.  
Ist alles heil.

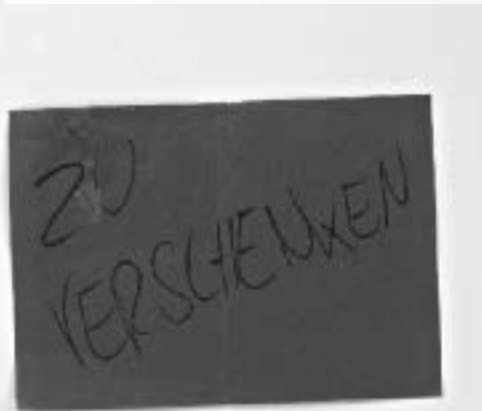


Angels.« (*Found 2*, S. 32. Rechtschreibung folgt dem Original). So verweisen die Modalitäten der schriftlichen Kommunikation über die einzelne Situation hinaus auch auf lokale Gepflogenheiten, Höflichkeitsnormen und Umgangsformen, auf Grade von Anonymität, auch von Kohäsion und Anomie, ohne die sie selbst wiederum oft unverständlich bleiben.

Ein verwandtes Genre, das aus dem Alltag bekannt ist und auch in *Found* eine Rolle spielt, sind öffentliche Aushänge oder Anschläge, die sich aber nicht an einen bestimmten Empfänger, sondern an »den Passanten« wenden und damit an die klassische, phantasmatische städtische Öffentlichkeit<sup>5</sup>: Vermisstenanzeigen, dubiose Jobangebote, Wohnungsannoncen, aber auch lokalpolitische Empörungen und Versuche nachbarschaftlicher Verständigung. Wer über einen Zettel am Laternenpfosten kommuniziert, kann oder will offensichtlich nicht erst den Umweg über größere Medien nehmen. Gerade die erkennbar unprofessionelle Gestaltung scheint zu belegen, dass sich hier Menschen direkt austauschen, die sonst keinen Mediengriff haben. Die in meiner eigenen Nachbarschaft allgegenwärtigen Zettel, die eine Abholung elektrischer Geräte zur Zweit- und Drittverwendung anbieten, spiegeln z. B. eine wachsende informelle Ökonomie wider. An die Öffentlichkeit gerichtete, verschwörungstheoretische Traktate anonymer Verfasser, die sich an den Laternenpfosten amerikanischer Großstädte gelegentlich in wöchentlichen Fortsetzungen finden, sind dagegen oftmals derart elaboriert und komplex, dass sie im Blick ästhetisierender Betrachter schon wieder in den Bereich der »naiven Kunst« bzw. »outsider art« übergehen können. Inzwischen bedienen sich auch Werbeagenturen solcher Graswurzelkommunikation (»Guerilla Marketing«) und Künstler (ohne Außenseiterstatus) integrieren Aushänge in ihre Straßenkunst. Jeder öffentliche kommunikative Auftritt hat einen theatralischen Aspekt, sodass das Spiel mit Erwartungen, Genres und Selbstinszenierungen kaum von den Umcodierungen und Kulturalisierungen zu trennen ist, denen diese Mitteilungen z. B. auch beim Abdruck in *Found* unterliegen. Die seit jeher verbreiteten politischen Aushänge laufen dabei angesichts des niedrigen Status dieser Mitteilungsform Gefahr, sich durch ihre mediale Randständigkeit auch diskursiv im irrelevanten Bereich wiederzufinden. Insofern erinnern sie gelegentlich an die Figur des Redners auf der Seifenkiste im *speaker's corner*, der über Mitteilungsdrang verfügt, nicht aber über den Zugang zu Medienkanälen. So kann er nur seine Narrenfreiheit in Anspruch nehmen,

5) Im strengen Sinn sind solche Anschläge, Bekanntmachungen, Denunzierungen oder Verschwörungstheorien freilich keine Fundsachen, weil sie den vermeintlichen »Finder« in das gemeinte Publikum einschließen.





die ihn zugleich als Narren ausweist. Die Kommunikation mithilfe von Aushängen wirft immer ein Schlaglicht auf lokale Verständnisse von Öffentlichkeit und Subjektivität, denn auch Aushänge haben, mit den Rezeptionsästhetikern gesprochen, einen »implizierten Leser«, eine vorgesehene bzw. vermutete und »angerufene« »interpretive community«, die der Text in der Anrede, den unterstellten Wissensbeständen und in bestimmten Haltungformen (z. B. einem autoritätskritischen Grundverdacht oder auch einer rassistischen Aversion gegen bestimmte Bevölkerungsteile) anspricht und damit zu konstituieren hilft. Mögen die Autoren solcher Anschläge nicht immer tatsächlich »den Ton treffen«, wie es alltagssprachlich richtig heißt, so verfügen sie doch häufig über ein lokales Wissen von ihrer Umgebung und tragen mit ihren Sprechakten dazu bei, spezifische Orte und erlebte Lokalität überhaupt herzustellen. Mittels der signifikanten Lücken, der vorausgesetzten Assoziationen, der Narrateme und Ideologeme, die das Verstehen einzelner Texte erst ermöglichen, schreiben sich das Explizite und das Ausgelassene, Text und Kontext, ineinander ein.<sup>6</sup> Als Quellen können solche Zettel dann zu einer dichten, ethnografischen Rekonstruktion und Beschreibung von »lokalisierenden« Prozessen beitragen, wobei es weniger um die Bestimmung des unabänderlichen Wesens eines Ortes geht als vielmehr darum nachzuvollziehen, wie Zugehörigkeiten und Grenzziehungen in Kommunikation, Kontextualisierung und Erinnerung immer wieder neu ausgehandelt werden. So könnte z. B. eine systematische Sammlung solcher Zettel in einzelnen Straßen dazu beitragen zu verstehen, an welche imaginären Öffentlichkeiten sich verschiedene Akteure einer heterogenen, sich wandelnden Nachbarschaft wenden und welche Konflikte, Gegensätze und Verständigungsformen in diesen schriftlichen Sprechakten zum Ausdruck kommen.<sup>7</sup>

- 6) Aus diesem Gewebe entsteht, wie James Donald schreibt, die persönliche und kollektive Erfahrung eines Ortes, einer Stadt. Vgl. James Donald, »This, Here, Now. Imagining the Modern City«, in: Sallie Westwood, John Williams (Hg.), *Imagining Cities. Scripts, Signs, Memory*, London, New York 1997, S. 181–201, bes. S. 183 u. S. 187. Der literarische und dokumentarische Textkorpus, auf den sich Donald bezieht, lässt sich natürlich um viele andere, alltäglichere Textsorten erweitern.
- 7) Dabei sollte freilich auch deutlich geworden sein, dass sich diese Fundstücke nicht umstandslos den archivalischen Quellen entgegensetzen lassen, denn manchmal kann sich dasselbe Stück Papier z. B. ein Flugblatt oder eine Werbebroschüre – natürlich sowohl auf der Straße als auch in einem konventionellen Archiv wiederfinden. Das ändert aber nichts daran, dass der Blick auf das Gefundene das Repertoire und die Kenntnis eines Untersuchungsgegenstandes entscheidend erweitern kann.

4.

Eine Veröffentlichung wie *Found* kommt nur dadurch zustande, dass neugierige Archivare Material sammeln. Finden ist weniger zufällig als Verlieren, und offensichtlich setzen das Stöbern in alten Büchern, das gezielte Suchen nach Merkwürdigem und das Sammeln von Papier auf der Straße unterschiedliche Motive und »Relevanzsysteme« voraus. *Found* weiß zu berichten, dass Antiquariatsangestellte häufig die interessantesten Fundstücke auftreiben, dass es aber auch darüber hinaus eine Vielzahl passionierter Hobbysammler gibt, die das »Zine« als eine Gelegenheit nutzen, um ihre privaten Archive öffentlich zu machen. *Found* dokumentiert also eine ungeahnte (Sub-)Kultur des Findens, für die die Zeitschrift wiederum als Multiplikator wirkt. Ein Sonderstatus kommt dabei den Müllsuchern zu. Für sie sind kuriose Zettel nur ein Nebenprodukt, das bei der Suche nach Verwertbarem zutage gefördert wird. In *Found* 3 wird ein »Dumpster Diver«, also ein »Mülltaucher«, interviewt, der monatlich einige hundert Dollar verdient, indem er im Internet Textbücher verkauft, die er aus den Mülltonnen von Studentenwohnheimen gefischt hat. Er sieht seinen Geldverdienst ganz kulturkritisch als Protest gegen die Wegwerfgesellschaft.<sup>8</sup> Mag man hier auch eine Verletzung der Privatsphäre vermuten, weil man sich über die Veröffentlichung von Schriftstücken, die in der Öffentlichkeit verloren wurden, weniger beklagen kann als im Fall von »ordnungsgemäß« Weggeworfenem, so ist Empörung doch nicht wirklich angebracht, weil die Fundstücke des Mülltauchers weniger persönlich sind als viele andere (»After leaving the building, please LOCK THIS DOOR. It will prevent unauthorized people from entering the building and defecating in the washing machine. Many thanks!«) und das »Zine« Adressen und Nachnamen ohnehin unkenntlich macht. Für die Mülltaucher ist das Zutagefördern von Zetteln, die dann von einem größeren Publikum gelesen werden, Teil ihrer Recyclingtätigkeit.

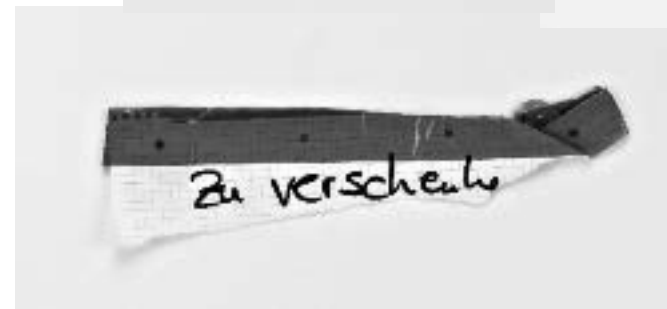
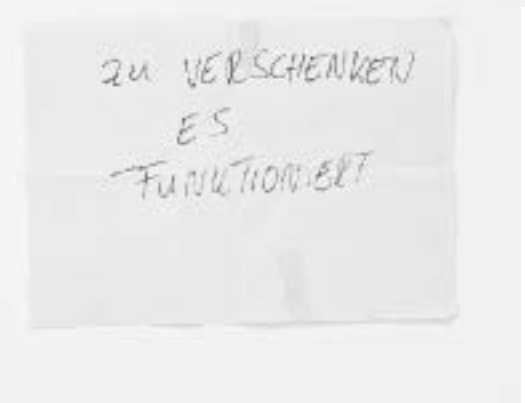
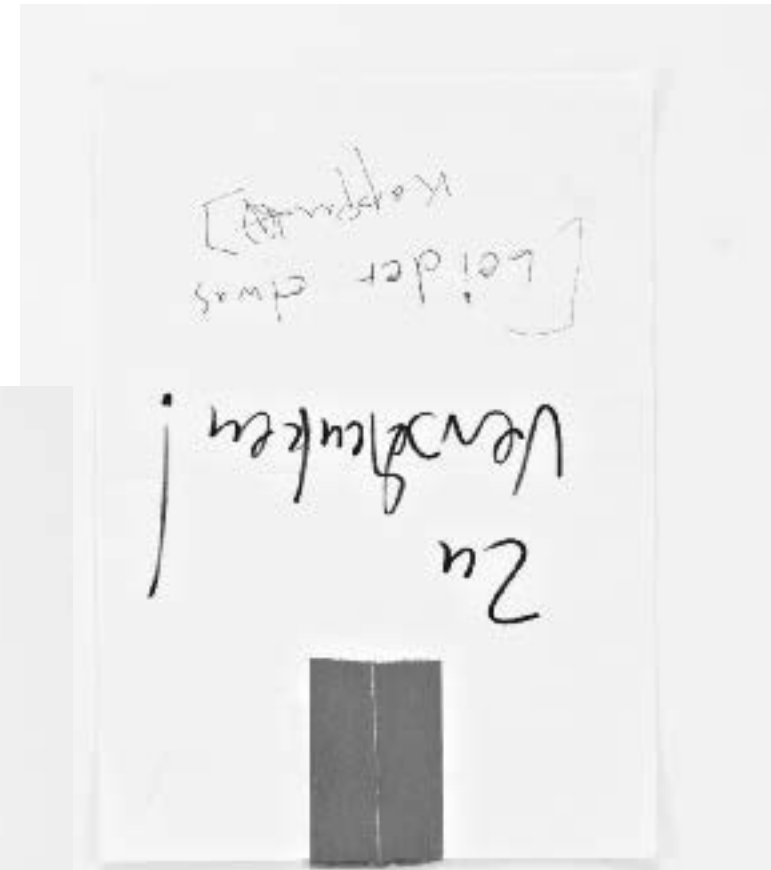
8) Dass Abfall auf mehreren Ebenen kulturalistischen »Indiziencharakter« besitzen kann, zeigt – als Text und als Fundstück – auch der Comic über einen Müllmann aus dem Archiv Robert E. Parks, den Rolf Lindner als Beispiel für die »Erfahrung der serendipity« anführt. Die Befürchtung, der Überblick des Müllsammlers über die Stadtgeografie würde mit der Müllverbrennung verschwinden, hat sich offensichtlich nicht bewahrt. Rolf Lindner, »Vom Wesen der Kulturalanalyse«, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 99 (2003), S. 177–188. »Abfall«, »Abfälle« und »Müll« als »keywords« für gesellschaftliche Prozesse seit der Industrialisierung untersucht: Ludolf Kuchenbuch, »Abfall. Eine stichwortgeschichtliche Erkundung«, in: Jörg Callies u. a. (Hg.), *Mensch und Umwelt in der Geschichte*, Pfaffenweiler 1989, S. 257–276

Neben dem schnöden Auflesen oder dem unerschrockenen Klettern in die Mülltonne gibt es gelegentlich durchaus unheimliche Spielarten des Findens. Spezifisch für computergestützte Kommunikation ist beispielsweise, was sich als »Strg + v«-Finden bezeichnen lässt: Mit dieser Tastenkombination werden in vielen Betriebssystemen Textpassagen aus dem Zwischenspeicher in Dokumente eingefügt. Hat an einem öffentlich zugänglichen Rechner der vorherige Benutzer z. B. ein Textverarbeitungsprogramm benutzt, um eine E-Mail zu schreiben, und den Text dann (mit dem Befehl »Kopieren« oder »Strg-c«) in ein E-Mail-Programm übertragen, dann bleibt der Text in der Zwischenablage »liegen« und findet sich plötzlich auf dem Bildschirm des oder derjenigen wieder, der oder die als nächster Benutzer die Tastenkombination »Strg-v« (für »Einfügen«) betätigt. Mir ist in einer kleinen Stadtebibliothek in Chicago – von W.I. Thomas hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch nichts gehört – auf diese Art und Weise ganz unverhofft eine Reihe von dem Anschein nach ukrainischen E-Mail-Texten in die Hände gefallen. Zwar konnte ich über die in diesem Stadtviertel zahlreichen ukrainischen Einwanderer und ihren Schriftwechsel mit der »alten Heimat« mutmaßen, aber meiner Neugier standen dann doch Sprachbarrieren entgegen. Nicht immer ist das Finden allerdings eine so unbeschwerte Angelegenheit, die höchstens von diebischer Freude oder leichter Scham begleitet wird. In der ersten Ausgabe von *Found* finden sich einige Papiere, die an ein historisches Ereignis erinnern, ohne das sie nie den Weg in die Zeitschrift gefunden hätten: Nachdem die Türme des World Trade Center am 11. September 2001 explodiert und schließlich eingestürzt waren, flatterten Tausende Seiten bedruckten Papiers aus den Büros der Finanzfirmen und Anwaltskanzleien durch Manhattan und bedeckten Straßen, Dächer und Parks oder flogen in offene Fenster. Während Rechnungen und Finanzaufstellungen die Geschäftstätigkeiten abbilden, gegen die sich der zirkulationssphärenfixierte Terrorismus nicht zuletzt richtete, lenken Dokumente wie z. B. Bewerbungsschreiben und Lebensläufe den Blick auf die getöteten Personen. So konnte auch die *New York Times* versuchen, die Wahllosigkeit des Sterbens und Überlebens darzustellen, indem sie die Autorin eines zufällig gefundenen Lebenslaufs aufspürte, der offensichtlich aus dem World Trade Center stammte. Beim Anruf des Reporters ging die Frau ans Telefon, was nur möglich war, weil sie die Stelle nicht bekommen hatte.

5.

Geschriebene Fundsachen sind also erstens als alltagskulturanalytische Indizien lesbar, sie richten unseren Blick zweitens auf kulturelle Praktiken des Verlierens und Findens sowie auf ihren räumlichen und historischen Ort, aber sie bieten sich auch in einem dritten Sinn, in ihrer veröffentlichten Gesamtheit, als Quelle an. *Found* macht einen Korpus von Fundsachen aus, in dessen Montage- und Veröffentlichungsgestus sich eine spezifische Einstellung gegenüber der sozialen Welt manifestiert, die den gewohnten, alltäglichen und pragmatischen Austausch von Worten und Dingen suspendiert und neu codiert. Indem *Found* Papiere, die als Fundstücke aus ihrem primären kommunikativen Kontext gefallen sind, auch noch aus dem Kontext des Findens nimmt und in einen dritten, publizistischen Kontext – nämlich ein Panorama der Schriftstücke, die eine Gesellschaft (die US-amerikanische) produziert und verliert – fügt, leistet die Zeitschrift eine Beobachtungsarbeit, die sich nicht in Ästhetisierungen erschöpft, sondern zugleich quasi-soziologische Elemente hat. Die Interessenökonomie von *Found* ist kennzeichnend für ein bestimmtes US-amerikanisches Boheme-Milieu.<sup>9</sup> Von Interessenökonomie spreche ich, um zu betonen, dass sich das Interesse für gefundene Zettel nicht von selbst versteht. Die zugrunde liegende Einstellung, in der Alltägliches und (wie wir noch sehen werden) Alterität thematisiert, für relevant erklärt, aufgewertet und auch romantisiert werden, scheint mir in eine spezifische »Gefühlsstruktur« (Raymond Williams) oder »sensitivity« (Lawrence Grossberg) eingebettet zu sein, die sich auch in anderen Formen kultureller Produktion artikuliert.

9) Duncombe meint, das Netzwerk von »Zines« sei zumindest teilweise an die Stelle der klassischen städtischen Boheme getreten, da diese aus den gentrifizierten Städten gedrängt worden sei. Diese These scheint mir allerdings, nicht zuletzt mit Blick auf Städte wie Berlin und Chicago, fragwürdig und auf jeden Fall zu stark, da ortsgebundene Szenen zweifelsohne fortbestehen (was zu Zeiten der New-Economy-Blase in München, Manhattan und San Francisco der Tendenz nach anders ausgesehen haben mag). Trotzdem leuchtet ein, dass »Zines« als virtuelle, sub- und gegenkulturelle Räume funktionierten. »In the new bohemian diaspora, place no longer plays the important part it once did. ... If the characteristic of place no longer holds, the other characteristics those of bohemian ideas, practice and creativity – live on through nonspatial networks. Webs of communication can offer the community, the support and the feeling of connection that are so important for dissent and creativity. One of these networks, these virtual spaces where bohemia still exists, is the network of zines.« Duncombe, *Notes*, S. 55





Die dokumentarische Konsequenz von *Found* lässt sie besonders deutlich hervortreten.<sup>10</sup>

Freilich gibt es für die Wiederverwendung alltäglicher Gegenstände und Texte mit den »objets trouvés« Duchamps oder den Textcollagen der Dada-Lyriker Vorläufermodelle in der klassischen modernen Avantgarde. Sie stehen im Rahmen einer Ästhetik, die im Zeitalter der frühen industriellen Massenkultur die Grenzen des ästhetischen Systems zu sprengen versuchte. Diese vor allem innerästhetische Zielrichtung macht aber einen grundsätzlichen Unterschied zu den viel weniger ambitionierten Collagen von *Found* aus. Auf einer semiotischen Ebene scheint das Herauslösen kultureller Zeichen aus alltäglichen und lebensweltlichen Einbettungen, ihre Entkontextualisierung und anschließende Neu- und Umkontextualisierung wiederum als hinreichend bekanntes Grundmuster von für gewöhnlich als postmodern interpretierten kulturellen Verhältnissen ins Auge zu springen.<sup>11</sup> Das Neuzusammensetzen freischwebender Signifikanten, ob nun als Beliebigkeit denunziert oder zelebriert, scheint sich auch für *Found* als zeitdiagnostisches Deutungsmittel anzubieten. Die mehrfach reflexiven Retro-Moden, das Prinzip »Pastiche«, von dem Fredric Jameson spricht, ließen sich als – wie die Moden selbst – schon etwas abgeschmacktes Beispiel anführen.<sup>12</sup> Die Bedeutungsproduktion und Kontextetablierung würde demnach hier und in der kulturellen Tendenz

- 10) Raymond Williams, *The Long Revolution*, Harmondsworth 1965 [1961], S. 57–88 und ders., *Marxism and Literature*, Oxford 1977, S. 128–135; Lawrence Grossberg, *We Gotta Get Out Of This Place. Popular Conservatism and Postmodern Culture*, New York, London 1992. Es geht um den Grenzbereich entstehender Bedeutungen und Affekte. Eine Gefühlsstruktur ist demnach eine »structured formation which, because it is at the very edge of semantic availability, has many of the characteristics of a pre-formation, until specific articulations – new semantic figures – are discovered in material practice«. Williams, *Marxism and Literature*, S. 134
- 11) Die grundlegende Befremdung des musealen, kunsthistorischen oder ethnografischen Sammelns (verstanden auch als Metapher für das Rekonstruieren und Beschreiben von Kultur überhaupt) formuliert James Clifford u. a. so: »Collecting presupposes a story; a story occurs in a ›chronotope‹.« Um diese Voraussetzungen im Sinne Bachtin'scher Chronotope geht es auch hier. James Clifford, »On Collecting Art and Culture«, in: Ders., *The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art*, Cambridge, London 1988, S. 236
- 12) Fredric Jameson hat den Analysen dieser Phänomene zumindest für den amerikanischen Kontext einen folgenreichen neomarxistischen Dreh gegeben. Jameson, *Postmodernism, or, the Cultural Logic of Late Capitalism*, London 1991 [1984]



☺ For You ♡  
Kannst Du haben  
↓

ZU  
VERSCHENKEN

ZU  
VERSCHENKEN

ZU  
VERSCHENKEN

Zu  
Verschenken

überhaupt erstens von allen Ursprüngen losgelöst und zweitens in medial kompetente Rezipienten-Subjekte verlegt.<sup>13</sup> Tatsächlich ist das Thema von *Found* jedoch ein ganz anderes. Während der dekontextualisierende, postmoderne Sammel-Impetus die Dinge als bloße Signifikanten nimmt, geht es beim Lesen von *Found* gerade nicht um die Beliebigkeit der Entstehungskontexte, sondern um die imaginative Rekonstruktion einer ganz spezifischen, sozialen, kulturellen, räumlichen und zeitlichen Verortung: *Found* gewinnt seine Faszinationskraft nicht zuletzt dadurch, dass es klassen- und ethniespezifische Milieugrenzen der US-amerikanischen Alltagskultur sichtbar zu machen scheint und Schlaglichter auf gesellschaftsintern »fremde« Welten wirft.

Die gefundenen Zettel sind dabei Indizes von Fremdheit, die trotz ihrer Differenz zum Gewohnten lesbar bleiben. *Found* thematisiert also Fremdheit und Verbundenheit zugleich, auch in Hinblick auf die sozialen Positionierungen von Klassen und ethnischen Gruppen. Nur auf den ersten Blick widersprüchlich ist, was der Herausgeber David Rothbart bei seinen Lesungen erklärt, dass ihn nämlich viel weniger die Fremdheit z. B. der Liebesbriefe von afroamerikanischen Teenagern aus verrufenen Nachbarschaften erstaunt als vielmehr der Umstand, dass sie mit denen der vorstädtischen weißen Mittelschicht austauschbar zu sein scheinen und auch bei ihm selbst unheimliche Wiedererkennungseffekte hervorrufen. Es geht also nicht allein um Komik, nicht nur um eine poetisch-ästhetische Einstellungsveränderung, von der Rautenberg sprach, auch nicht um soziologisierende Klassifikationsversuche, wie ich sie hier betrieben habe, sondern gerade um emotionale Effekte, um die Begleiterscheinungen der Empathie, wie sie das Wiederfinden des Eigenen im vermeintlich Fremden bewirken kann. Im Vorwort zur ersten Ausgabe lesen wir: »I get high off driving around this country and talking to people, watching them, listening in all their conversations. Feeling them. There's no better way to really feel someone than to read a note they've written filled with subtle shades of what they really want and what they're most afraid of. FOUND stuff can be at once hilarious, beautiful and heartbreaking.« Die Fundsachen sollen den Blick des Lesers auf universal-menschliche Situationen lenken und Identifikationen ermöglichen. Es geht um *This American Life*, wie der Titel einer Radiosendung lautet, in der Fundstücke aus *Found* gelegentlich wiederverwendet werden.

13) Auch Arne Rautenberg geht in seinem Artikel über »found poetry« in der NZZ davon aus, dass die Fundstücke so reizvoll sind, »weil ihnen die ursprüngliche Intention durch den Verlust ihres Kontextes abhanden gekommen ist.« *Found* scheint mir aber, wie gesagt, anders zu funktionieren.



Mit diesem Blick auf das Alltägliche als Ort einer doch vertrauten Fremdheit schließt *Found* auch an Traditionen des eigenen Genres an. Die »Zine«-Bewegung der 80er und 90er Jahre definierte sich gerade durch die ständige Thematisierung des oft gänzlich unspektakulären Alltags der Autorinnen und Autoren. Wie Duncombe schreibt, ging es dabei nicht allein um die partizipatorisch-demokratische Darstellung des eigenen Erfahrungsbereichs, sondern zugleich auch darum, eine neue Landkarte kultureller Bedeutungen herzustellen, auf der sich fast jedes alltägliche Objekt umfunktioniert (leere Swimmingpools als Skate-Parks) oder umcodiert (Tellerwäscherjob als Karrieretraum des Slackers der frühen 1990er Jahre) wiederfinden konnte. »Zines map out the bohemia that can be found within the everyday. The narratives give keys to decipher a world that lies below the straight world, in front of the eyes of »normal« society but invisible to their gaze. Zines are a shadow map of the USA.«<sup>14</sup> Diese Neuvermessung des gewohnten Geländes wertet das eigene Umfeld und den eigenen Alltag durch Umcodierungen bzw. Einstellungsveränderungen auf und schließt Individuen, die diese Codes und Einstellungen teilen, in translokalen Netzwerken und Szenen zusammen. Einige Publikationen gehen mit der Neuvermessung noch weiter. So scheint die »Zine«-Reihe »Weird Spots« das Prinzip der »Schattenkarte« beim Wort zu nehmen, indem sie es auf touristisches Terrain überträgt. Die Hefte (»Weird Spots Wisconsin«, »Weird Spots Illinois« etc.) funktionieren als alternative Reiseführer, in denen nicht etwa kunstgeschichtliche Sehenswürdigkeiten oder politische Monumente verzeichnet sind, sondern ausgediente Vergnügungsparks, skurrile Museen und Kitsch aller Art, für den sich die Menschen einmal massenhaft interessiert haben: Sie kartieren eine verschwundene Heimat in der Populärkultur von gestern. Die Präsentation von Fundstücken in *Found* schreibt diese kulturellen Muster fort. Wie bei einem typischen »Zine« geht es um den gelebten, profanen Alltag wie bei der »Weird Spots«-Reihe um die wundersame, vertraut-fremde Welt der Americana. Im Unterschied zu den üblichen »Zines« stellt *Found* freilich nicht den eigenen Alltag dar, sondern collagiert Dokumente fremder Erfahrungen.


Die redaktionelle Auswahl in *Found* zeigt, dass in dieser alltagsästhetisierenden Praxis gelegentlich auch ein Binnenexotismus stecken kann, der sich z.B. an dysfunktionalen Lebensformen der Unterschicht delektiert. Kinder, die ihre Eltern per Aushang bitten, sich doch wieder bei ihnen zu

14) Für die Neukartierung hat Duncombe eine ökonomische Erklärung parat, die zuerst einmal einleuchtet, aber natürlich nicht ausreicht: »The shadow map is the property of people who possess very little«, Duncombe, *Notes*, S. 59

melden, Briefe aus Gefängnissen und psychiatrischen Anstalten, Teenager-Gangstergehabe und groteske Orthografie: Die Häufung solcher Motive zeigt, dass *Found* – wie unabsichtlich auch immer – gelegentlich eben doch mit einem Gestus arbeitet, der aus der *Jerry Springer Show* und ähnlichen sozialvoyeuristischen Fernsehspektakeln bekannt ist. Dazu passt auch, dass die Verlautbarungen der (weißen) Herausgeber in einem (schwarzen) HipHop-Tonfall gehalten sind (»What up. Welcome to Found Magazine! [...] Shouts to my D.C. playaz [...] all my Chi-Town Hustlas, everyone reprezentin' out in Cali [...] Peace out for now.«). Auch diese in der Alltagssprache vor allem von Jugendlichen verwendete Form eines »borrowing from below« oszilliert zwischen Identifikation und Parodie, Einfühlung und Exotisierung.<sup>15</sup> Dieser Gestus erschöpft sich weder in bloßer postmoderner Zitathaftigkeit noch im Programm der grenzüberschreitenden Empathie, doch leider fehlt meines Wissens das kulturwissenschaftliche Vokabular, um solche Einstellungsfeinjustierungen zu alltags- und populärkulturellen Materialien genauer zu beschreiben.

Betrachtet man noch einmal den Gegensatz zu anderen Modellen des Umgangs mit solchem Material, dann ist auch zu bedenken, dass diese dokumentarische Tendenz weniger von den kulturellen Zentren an den Küsten ausgeht als vielmehr vom mittleren Westen, wo sich auf der imaginären kulturellen Landkarte der USA gerade jene Bodenständigkeit findet, die sich die Alltagsaufwerter auf die Fahnen zu schreiben scheinen: *Found* kommt aus der Universitätsstadt Ann Arbor in Michigan bzw. aus Chicago, wo auch die »alt-country«-Szene ihren Mittelpunkt hat, deren ernsthafter Umgang mit der sonst gern leichtfertig ironisierten Country-Musik ähnlich funktioniert. In den subkulturellen, von Punk und Independent geprägten Szenen des mittleren Westens konzentriert sich ein produktives Unbehagen sowohl gegenüber dem Modell der klassischen avantgardistischen Modernismen, deren radikaler Bruch mit den Erscheinungs- und Denkformen des Alltags in einer Weltabgewandtheit resultieren kann, die hier gerade infrage gestellt wird, als auch

15) Vgl. dazu für Deutschland einen Artikel von Hermann Bausinger, der das Thema anspricht, wie stilisierte deutsch-türkische Sprachmuster übernommen und parodiert werden. Bausinger, »Unter der Sprachnorm«, in: Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken (Hg.), *Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft*, Köln, Weimar, Wien 2003, S. 203–218. Vgl. auch die sprachwissenschaftlichen Arbeiten von Jannis Androutopoulos, z. B.: Ders., »HipHop und Sprache: Vertikale Intertextualität und die drei Sphären der Popkultur«, in: Ders. (Hg.), *HipHop. Globale Kultur – lokale Praktiken*, Bielefeld 2003

gegenüber emotionsimmunen, postmodernen Formen ironischer Aneignung, die in ganz unterschiedlichen Ausprägungen sowohl für die Popstars der Top 20 als auch für avanciertere Independent-Szenen typisch sind. In diesem Zusammenhang lässt sich der gefundene Zettel mit seinen erahnbaren Geschichten als ein Schlüsselsymbol für eine potenziell faszinierende, aber auf jeden Fall unverfälschte und ungekünstelte Normalität lesen, zu der avanciertere alternative Kulturproduktionsszenen den Kontakt längst aufgegeben bzw. verloren haben. 

Dieser Aufsatz erschien erstmals unter dem Titel »»Lost and Found«  
Quellen und Gefühlsstrukturen im amerikanischen »Found Magazine«  
2006 in der Zeitschrift *Historische Anthropologie*, Nr. 2, 2006. Seitdem sind mindestens sechs weitere reguläre *Found*-Ausgaben, drei Ausgaben von *Dirty Found*, drei *Found*-Bücher, eine CD und eine Seven-Inch erschienen.